Der Schlüssel.

(Roman von Heinrich Lee.)

(11. Fortsetzung und Schluß.)

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen, in den er sich geworfen hatte, vor dem Eckhause in der Schackstraße. Aeußerlich war dem Hause nichts anzumerken, welche Tragödie sich unter seinen Bewohnern soeben abgespielt hatte. Es lag in der klaren Winterluft, umgeben von dem frierenden Vorgarten, so ruhig, still und abgeschlossen wie sonst da. Aber an der düsteren Miene, mit der der Portier den Fremden empfing, war zu merken, daß man in einem Trauerhause war. Wenige Minuten darauf, nachdem der Portier mit dem Brief verschwunden war, kehrte er zu Sword, der im Hausflur gewartet hatte, zurück mit der Antwort:

„Herr Graf läßt bitten!"

* * *

Einige Tage später brachten die Blätter folgende Nachricht:

„Eine sensationelle Aufklärung hat die Gräflich Prockausche Schmuckdiebstahlaffäre gefunden. Schon vorgestern berichteten wir von dem höchst dramatischen Ende, das die vor der ersten Strafkammer stattgehabte Verhandlung in der Sache gefunden hat. Wie die auf Grund der von uns gemeldeten Festnahme und anderer noch hinzugekommener Umstände von neuem aufgenommenen Nachforschungen ergeben haben, steht der plötzliche Tod der Gräfin mit jener Festnahme in einer engen Verbindung, über die wir uns eine nähere Erklärung noch vorbehalten müssen. Was die Festnahme jener Persönlichkeit, eines Amerikaners namens Hartlepool, bei welchem die verschwundene Beute gefunden wurde, betrifft, so erfahren wir dazu noch, daß diese bei einem Juwelenhändler in Amsterdam erfolgte, wo der Genannte in Verdacht erregender Weise die Steine zum Verkauf zu bringen suchte. Eine wesentliche Beschleunigung hat die Aufklärung des Falles durch das rasche und tatkräftige Eingreifen des Grafen Prockau, des Gatten der so plötzlich und unter so tragischen Umständen Dahingeschiedenen, gefunden. Vor allem haben wir noch mitzuteilen, daß sich die vollständige Unschuld der beiden Angeklagten ergeben hat. Auch die Erklärung des männlichen Angeklagten, wie er in den Besitz der bewußten Spange gelangt ist, — jener Umstand, der zuerst den Verdacht auf ihn lenkte — wird nun in bezug auf ihre Wahrheit keinem Zweifel mehr unterzogen. So bedauerlich die schwere Prüfung erscheint, die dem Geschwisterpaar zuteil geworden ist, als so entschuldbar muß andererseits das Vorgehen der Anklagebehörde bezeichnet werden, da in der Tat das gegen das bedauernswerte Paar vorliegende Belastungsmaterial ein erdrückendes schien. Jedenfalls darf man sich freuen, daß die Unschuld der Angeklagten noch rechtzeitig an den Tag gekommen ist. Möge ihnen die wiedergewonnene Freiheit für die ausgestandenen Leiden vollen Ersatz gewähren. Wie wir noch weiter vernehmen, dürfte auch der festgenommene Amerikaner, nachdem ihm nun seine Eigentumsansprüche an das fraglicheSchmuckstück nicht mehr streitig gemacht werden können, noch im Laufe des heutigen Tages aus seiner Haft entlassen werden."

Als diese Nachricht erschien, war am Tage vorher die Gräfin Prockau bereits in aller Stille zur Ruhe bestattet worden. In der Gesellschaft hatte man sie ja fast kaum gekannt, das war auch der Grund, daß ihrem Sarge auf dem ohnehin nur kurzen Wege vom Leichenhause bis zur Grabstätte nur der Gatte mit dem Geistlichen und ein Teil der Dienerschaft folgte. Daß die Trauer unter der letzteren gerade nicht groß war, verriet die Aeußerung einer zu derselben zählenden stattlichen weiblichen Person, die in ihrem festlichen Schwarz ganz den Eindruck einer vornehmen Dame machte.

„Kinder, ich hab' kalte Beene", sagte sie zu den andern, nachdem der letzte von ihnen die drei Handvoll Erde auf den Sarg geworfen hatte und der Witwer mit dem Geistlichen bereits vorausging — „macht, daß wir nach Hause kommen! Dort koch' ich uns 'n feinen Kaffee; 'n großen Napfkuchen hab' ich auch schon bestellt. Was kann das schlechte Leben nutzen. Lange bleiben wir doch nicht mehr zusammen oder der Herr Graf nimmt sich 'ne Neue. Aber der hat wohl von seiner Ersten genug".

* * *

Der Spätherbst, der Winter verging, es wurde wieder Frühling. In einer Querstraße der Friedrichstraße sah man an einem großen Hause über den breiten Fenstern des ersten Stockwerks ein mächtiges Schild mit weithin lesbarer Schrift angebracht — „Bryants School". Das Institut hatte eine Menge Schüler und machte vorzügliche Geschäfte. Die Schule wurde aber nicht von dem berühmten Mister Bryant selbst geleitet, sondern von zwei seiner früheren Angestellten, einem Herrn und einer jungen Dame, deren Namen wir dem geehrten Leser nicht zu nennen brauchen. Auch noch manches andere brauchen wir nicht zu erzählen — Morthas Entsetzen, wie sie die Verhaftung der beiden in den Zeitungen las — ihre felsenfeste Ueberzeugung von deren Unschuld — die entsetzliche Sorge, die sie trotzdem überfiel — ihre Reise übers Meer nach Deutschland zurück, um in der Stunde der Not den zwei Menschen, die ihr neben Eltern und Geschwistern die liebsten auf der Welt waren, nahe zu sein. Dann in jenem fürchterlichen Saal das Wiedersehen — die Freude, als die Unschuld der beiden an den Tag kam, und die Sorge nun um die Zukunft.

Infolge einer Korresponenz mit Mister Bryant blieb Martha in Berlin, um für die erste Zeit dem neu ins Leben gerufenen Unternehmen mit als Stütze zu dienen. Da kam aus Baltimore eine Trauernachricht. Mister Bryant war dem tückischen Leiden, das ihn schon so lange quälte, erlegen, und weil die Erben von der überseeischen Filiale Schereereien fürchteten, so möchten sie Fedor unter günstigen Bedingungen und Vorstreckung des nötigen Kapitals den Vorschlag, das Geschäft vom nächsten 1. April ab auf eigene Rechnung zu übernehmen. Bis dahin sollte Martha dem Unternehmen ihre Dienste weiter leihen. Das Geschäft kam zwischen den Erben und Fedor zustande — und Fedor sah bald an dem überaus günstigen Gedeihen der Schule, daß er es nicht zu bereuen hatte, er war auf dem besten Wege, ein wohlhabender Mann zu werden. Auch Martha hatte ihre aufrichtige Freude daran. Wenn ihnen beiden noch etwas zur vollkommenen Zufriedenheit fehlte, so war das erstens der Umstand, daß sie nicht Ilse in ihrer Nähe haben konnten. Gleich, nachdem die Zeitungen ihre Schuldlosigkeit festgestellt hatten, war ihr von einer vornehmen Dame in Wiesbaden der Antrag zugegangen, in ihre Dienste zu treten. Ilse war dem gütigen Rufe gefolgt, und aus ihren Briefen ging hervor, wie freundlich ihre neue Herrin war und wie glücklich sie sich in ihrer jetzigen Stellung fühlte. Was aber noch tieferen Schatten auf den Seelenzustand der beiden warf, war die ihnen zum Quartalswechsel bevorstehende Trennung. Auch Martha empfand den Abschied diesmal bei weitem stärker als das erstemal. Noch wagte sie sich das Gefühl, das sie für den Bruder der Freundin, der nun selbst ihr Freund geworden war, hegte, nicht zu gestehen. Ja, Zweifel an seinen eigenen Empfindungen für sie wurden in ihr wach. Damals in New York, als sie seine Abreise nach der Heimat durchfochte — damals hatte sie ein heimlicher Gedanke überschlichen, der ihr das Blut in die Wangen trieb — der Gedanke, daß sie ihm vielleicht mehr als nur eine gute Freundin geworden. Wenn sie sich damals nicht getäuscht hatte — warum ließ er sie von seinem Gefühl jetzt nichts mehr merken? Es war wohl nur eine flüchtige Regung in ihm gewesen, angefacht durch die Dankbarkeit, die er ihr schuldig zu sein glaubte, und die Entfernung hatte dies Gefühl wieder in ihm ausgelöscht. Darum war die Trennung wohl auch das beste für sie — eine Trennung, der aber diesmal kein Wiedersehen mehr folgen durfte.

Es war am letzten Sonntag, der ihrem Abschied voneinander voranging An den Sonntagen war die Schule geschlossen und sie hatten diese Tage zuletzt immer zusammen verbracht. So sollte es auch an diesem Sonntag sein. Trotzdem es erst Ende März war, herrschte doch schon ein prächtiges warmes Frühlingswetter. Fedor hatte eine Partie nach Potsdam in Vorschlag gebracht. Sie waren schon am frühen Morgen aufgebrochen. Nun am späten Nachmittage standen sie auf dem Pfingstberg, wo sie den Turm erstiegen hatten, zu ihrem Füßen breitete sich das herrliche Panorama des weiten Havellandes, und die leise beginnende Dämmerung mahnte sie an die Rückkehr. Von einer unsichtbaren Stelle im Tal drangen die melancholischen Klänge einer Harmonika zu ihnen herauf. Schon waren sie im Begriff, die Plattform zu verlassen, da ergriff er, seiner Zurückhaltung nicht mehr mächtig, ihre beiden Hände.

„Martha!" flüsterte er leise, heiß und innig.

Ein Schauer zuckte durch ihre Gestalt. Ihre Stärke, ihre Klugheit, ihre Besonnenheit — wo waren sie hin?

„Was tun Sie?" sagte sie fast weinend, aber ohne ihm die Hände zu entziehen.

Da drückte er sie an sich, und beide allein auf der hohen Warte über dem Menschenvolk — über ihnen der verblauende junge Frühlingshimmel, unter ihnen das junggrüne Tal mit der an den Strom geschmiegten Residenzstadt, deren Kuppeln und Marmorpaläste in der Abendsonne glänzten — so tauschten sie miteinander den ersten Kuß.

Es war an demselben Sonntag und ungefähr um dieselbe Nachmittagsstunde, als in Wiesbaden in einer reizenden Villa des Nerotals auf der an dem Hause liegenden Terrasse eine alte, aber noch recht munter aussehende weißhaarige Dame und ein junges Mädchen von großem Liebreiz, dem nur die etwas blassen Wangen Eintrag taten, an einem Tisch beim Schach zusammensaßen. Es herrschte prachtvolles Frühlingswetter, mit fast sommerlicher Wärme schien die schon über dem Rheingau sich hinabsenkende Sonne auf den Tisch, im Garten blühten Tulpen und Hyazinthen und von einer prächtigen Rotbuche, die allein auf dem grünen Rasenfleck vor der Terrasse stand und ihre zottigen, glänzenden Blütenhüllen schon entfaltet hatte, ließ ein kohlschwarzes, gelbschnabliges Amselmännchen seinen melodischen Schlag ertönen, fast so schön wie eine leibhaftige Nachtigall, während auf der an der Villa vorüberführenden Straße der Strom der Spaziergänger, der vom Neroberg kam, heimwärts pilgerte.

„Schach!" sagte die alte Dame, indem sie jetzt ihren letzten Springer zog, mit großem Eifer und Vergnügen.

Vergeblich suchte das junge Mädchen noch einen Zug, der sie vielleicht noch retten konnte.

„Aus!" lachte mit Siegermiene ihr Gegenüber. „Das kommt daher, mein Kleinchen, wenn man wer weiß wo seine Gedanken hat, nur nicht dort, wo sie hingehören. Wird man nun leichten, was eigentlich heute mit uns vorgeht?"

Gutmütig faßte die alte Dame das junge Mädchen unter das zierliche Kinn.

Eine lebhafte Röte färbte die lieblichen Wangen.

„Nun?"

„Aber nichts, gar nichts, Frau Geheimrat!" stotterte Ilse — denn sie war es — in rührender Verlegenheit.

„Also Geheimnisse hat das Fräulein! Na, da darf eine alte Frau natürlich nicht neugierig sein. Aber die Sonne geht schon unter, es fängt an kühl zu werden, da wollen wir ins Haus. Lieber Gott — und was fällt mir denn da ein? Ich habe ja der Frau Oberst vor dem Nachtmahl noch einen Besuch versprochen. Sie brauchen mich nicht zu begleiten, liebes Herz, die paar Schritte nachher in der Dunkelheit finde ich wohl noch allein zurück. Und ich soll wirklich nicht erfahren, was meiner Kleinen über die Leber gelaufen ist? Es wird doch kein Liebeskummer sein?"

Beide Damen waren aufgestanden, Ilse hatte das Schachbrett genommen, und sie standen jetzt vor der Haustür.

Das junge Mädchen senkte hastig den Kopf, denn sie fühlte, wie ihr von neuem dieses dumme Rot in die Wangen stieg. Glücklicherweise wurde ihr diesmal die Antwort erspart. Aus dem Hause trat Marie, die Köchin, der Frau Geheimrat entgegen und fragte, was sie zum Abendessen machen sollte. Ilse entschlüpfte ihrer gutmütigen, immer zu Scherzen aufgelegten Herrin und atmete erst wieder auf, als sie dieselbe mit Hut und Mantel das Haus verlassen sah.

Sie hatte sich in den Gartensalon begeben und stand dort sinnenverloren am Fenster.

Nicht mit Unrecht hatte sie die Frau Geheimrat, die ihr ja mehr eine mütterliche Freundin als eine Dienstgeberin war, gefragt, wo sie ihre Gedanken heute hätte. Das kam daher, daß sie gestern abend in der Liste der neu angekommenen Fremden einen gewissen Namen gelesen hatte — den Namen Graf Gert von Prockau. Darum hatte sie auch schlecht geschlafen, und darum sah sie auch so blaß aus.

Von ihrem Verteidiger hatte sie erfahren, welche Anstrengungen und auch welche Kosten Gert aufgeboten hatte, um ihre Unschuld an den Tag zu bringen. Wenn diese auch vergeblich gewesen waren — welchen Dank schuldete sie ihm trotzdem dafür. Warum tat er das für sie? Auch damals jene Begegnung auf der Treppe, wo er sie nach dem Grunde ihrer Tränen fragte! Wie wenig konnte sie sich das alles mit seinem früheren Benehmen gegen sie zusammenreimen. Welches Rätsel bedeutete er doch für sie! Seit jener Begegnung auf der Treppe hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Welche fürchterlichen Zeiten hatte sie inzwischen durchgemacht! Aber wie oft hatte sie doch an ihn denken müssen. Und nun war er hier in dieser Stadt.

Er war wieder frei. Die schreckliche Frau, von der ihr soviel Unheil widerfahren, war tot. Auch er hatte unter dieser Frau ja zu leiden gehabt. Wie seltsam doch sein Schicksal mit dem ihrigen verknüpft war.

Welchen Anteil er an ihr genommen hatte! Und sie wünschte jetzt, wo der Gedanke an ihn wieder so lebhaft in ihr geworden, daß es ihm die Zukunft vergelten möge — daß er noch das Glück fand, das ihm in seiner ersten Ehe versagt geblieben. Ja, das wünschte sie, von ganzem Herzen.

Ob er wußte, daß auch sie in dieser Stadt weilte? Ob er sich ihrer überhaupt noch erinnerte? Wie sie sich so etwas nur einbilden konnte. Nein, sie war wohl längst von ihm vergessen und sie würde ihn niemals wiedersehen.

Ein leises Trauern zog in ihre Seele. Wie einsam sie doch auf der Welt stand. Der Bruder, die Freundin — was konnten sie ihr sein, wenn sie doch immer in der Ferne von ihr weilten? Welch heißes Sehnen überfiel sie — das Sehnen nach einem Herzen, an das sie das ihre pressen durfte, an dem sie Schutz, an dem sie eine Heimat fand.

Die Stirn gegen die Scheiben gedrückt, starrte sie in den Garten hinaus, über den sich schon die Dämmerung breitete — Schatten, wie sie auch ihr eigenes junges Leben so drohend umzogen hatten und die wohl auch in Zukunft niemals ganz mehr davon weichen würden!

Ein Geräusch hinter ihr veranlaßte sie, den Kopf zu wenden.

Ein leiser Schreckenslaut entschlüpfte ihren Lippen.

Vor ihr stand derjenige, mit dem eben ihre Gedanken beschäftigt gewesen — Gert.

„Verzeihung, Fräulein von Lyck," sagte er. „Ich wünsche Sie zu sprechen. Ein Diener, den ich draußen im Garten traf, sollte Ihnen meine Karte bringen. Aber er meinte, das sei nicht nötig, und wies mir hierher zu Ihnen den Weg." Er sah, welche Verwirrung auf ihren Wangen flammte, und fuhr nach einer kleinen Weile fort: „Ich komme, Sie um Verzeihung zu bitten wegen eines Unrechts, das ich Ihnen zugefügt habe. Darf ich Sie bitten, mich anzuhören?" Und er begann. Wie er sie in Montreux kennen gelernt, welchen Eindruck sie auf sein Herz gemacht, was für ein unbeschreibliches Glück es für ihn gewesen wäre, wenn sie die Seine hätte werden sollen, welches furchtbare Mißverständnis dann zwischen sie getreten und ihn von ihr gejagt, wie er sich voll Verzweiflung einer andern in die Arme geworfen, wie elend er dadurch geworden — seine Empfindung, wie er sich ihr und zwar in seinen eigenen vier Wänden von neuem gegenüber sah, seine abermalige Flucht von ihr, seine Begegnung mit Herrn Delancourt in Paris, der ihm den Schleier von den Augen riß und ihn jetzt erst erkennen ließ, um welche Seligkeit er sich gebracht, seine Rückkehr und dann die darauf folgenden schrecklichen Ereignisse, die er ihr ja nicht erst zu schildern brauchte. Dann verstummte er.

Wortlos, mit gesenkter Stirn, von unbeschreiblichen Empfindungen ergriffen und durchstürmt, hörte sie ihm zu.

„Fräulein von Lyck, können Sie mir nun vergeben?" fragte er sie mit bebender Stimme.

Ihre Antwort bestand nur in einem stummen Nicken.

„Ich wäre früher gekommen," fing er wieder an, „aber ich habe Ihnen noch mehr zu sagen, und das konnte und wollte ich erst, wenn sich der Esel über ein gewisses Grab gebreitet hatte. Werde ich von diesem Grab einen neuen Weg ins Leben finden? Wollen Sie diesen Weg mit mir gehen?"

Er schwieg.

Die Sinne wollten ihr vergehen.

„Ilse!" klang es flehend, zagend, hoffend, in überquellender Liebe an ihr Ohr.

Dann fühlte sie, wie sich zwei Arme um sie legten, wie sich ein Mund heiß zu dem ihren beugte und wie ihr Herz an einem andern ruhte — so wie es ihr Sehnen, ihr Traum gewesen war. Ein Tränenstrom brach aus ihren Augen. „Ilse, meine Ilse!" sagte immerfort die sanfte, zärtliche Stimme. Da war es gekommen — das Glück, das Glück!

* * *

Das offizielle Trauerjahr, das Gert einhalten wollte, brachte es mit sich, daß die Hochzeit der beiden glücklichen Paare erst im Herbst begangen wurde. Sie fand an dem gleichen Tage in aller Stille in einem hübschen, von dem Fremdenverkehr noch nicht überfluteten Schwarzwaldorte statt, von dem es auch gleich auf die gemeinsame Hochzeitsreise ging. Von Hartlepool und Sword hörte man nichts mehr, ebensowenig von jenem Gegenstande, der eine so verhängnisvolle Rolle in dem Leben der vier nun so glücklichen Menschen gespielt, ja der eigentlich ihr Glück erst begründet hatte — dem grünen Schlüssel.

Ende.

— Verbesserter Ausdruck. — Denke Dir, der Leutnant X soll sich, seiner Schulden wegen, mit einer häßlichen, aber reichen Alten heimlich verlobt haben.

— Na, das nenne ich schon mehr unheimlich verlobt.

— Vaterstolz. Fräulein: Ihr kleiner Junge ist zu süß, Herr Leutnant. Und wie drollig er immer lacht.

Leutnant: Warum soll er auch nicht lachen, Fräulein, hat ja doch Leutnant zum Papa.

— Hilft nichts. A.: Mensch, wie kannst du für das Mädchen so gewaltig schwärmen? Es ist doch ein flatterhaftes Wesen.

B.: Kein Wunder, sie ist doch ein — Engel!

— Zwei Arme. — Mir geht's sehr schlecht, ich hab' jetzt nicht mal das Salz aufs Brot.

— Mir geht's noch viel schlechter, ich hab' wohl das Salz, aber kein Brot.

— Abfuhr. Junger Mann: Fräulein, kommen Sie doch ein bißchen an meine grüne Seite.

Fräulein: Danke — Sie sind mir doch noch etwas zu grün.

Das Echo.

Skizze von Arkadij Awertschenko.

An einem regnerischen Abend saß ich mit meinem Freunde in der Veranda eines Gartens, wo zur Kurzweil der Gäste Akrobaten und „Tiermenschen", wie: eine „Mensch-Schlange", ein „Mensch-Frosch" u. s. w., sich sehen ließen. Der Regen trommelte an die Fensterscheiben, und wir fühlten uns beim Glase Wein behaglich unter dem schützenden Dache.

„Woher kommen nur die Akrobaten?" fragte plötzlich mein Freund und fuhr fort: „es kann doch nicht einer so mir nichts, dir nichts auf einmal den Drang fühlen, fortgesetzt im Trikot Arme und Beine zu verrenken. Warum bist Du zum Beispiel kein Akrobat, warum bin ich kein „Mensch-Fisch", „Mensch-Frosch" oder dergleichen sonst?"

„Weil uns dieser Gedanke gar nicht gekommen ist, während er jene Leute in der Jugend plötzlich begeistert hat!" erwiderte ich.

„Und vielleicht fühlt sich der eine Mensch wirklich zum Froschdarsteller, der andere zum Schlangenmenschen usw. instinktiv hingezogen. Was die alte Mutter wohl denken mag, wenn sie ihren Sohn, den sie einst als rosiges Knäblein gehegt und verzärtelt hat, auf einmal in der Verwandlung eines Frosches oder irgendeines Meerungeheuers erblickt?"

„Du wirst sentimental, woran vielleicht der schöne Rotwein schuld ist. Uebrigens ist es ja nicht ausgeschlossen, daß das „Meerungeheuer" seinen Beruf wechselt, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet!"

„Da bist Du im Irrtum. Aus einem „Mensch-Frosch" und einer „Mensch-Schlange" kann nimmer ein Bankdirektor, ein Komponist, ein Fabrikant und kaum auch etwas anderes mehr werden."

„Bist Du davon so überzeugt?"

„Höre nur, was mir einmal passiert ist! Während eines Aufenthalts in Italien kam ich von Florenz nach Fiesole, dem idyllischen Städtchen ohne Straßenbahn und Geräusch. Ich trat in ein kleines Restaurant ein, ließ mir ein Essen geben und genoß den weichen, duftigen Abend, der in mir eine wohlige Stimmung auslöste.

Der Wirt schien mir etwas sagen zu wollen, ohne den Mut dazu finden zu können. Endlich faßte er sich ein Herz und fragte:

„Verzeihung, braucht der Herr nicht vielleicht einen Diener?"

„Was für einen Diener?"

„Einen einfachen, italienischen Diener, der einen reichen Herren bedienen soll."

Anfangs dachte ich: was zum Teufel soll ich mit einem Diener?

Als er mir jedoch so warm zurede, überlegte ich mir die Sache.

Ich wollte doch immerhin noch einige Zeit in Italien bleiben, und da war es vielleicht sehr bequem, alle kleinen Sorgen und Besorgungen des täglichen Lebens einem Diener überlassen zu können. So sagte ich denn schließlich:

„Schön, zeigen Sie mir Ihren Diener!"

Bald trat ein gesunder, stämmiger Bursche ein mit freundlichem Lächeln und dem Ausdruck von Gutherzigkeit. Nach fünf Minuten waren wir bereits handelseinig, und ich nahm ihn nach Florenz mit. Am folgenden Tage begann schon meine Tragödie.

„Giustino," sagte ich, „warum hast Du meine Stiefel nicht geputzt?"

„O, Signore, das versteh ich ja gar nicht!" erwiderte er mit ehrlichem Erstaunen.

„Was bist Du denn für ein Diener, wenn Du eine solche Kleinigkeit nicht verstehst? Heute noch sollst Du es lernen, aber jetzt geh und koch mir den Kaffee!"

„Signore, ich muß gestehen, daß ich keinen Kaffee zu kochen imstande bin."

„Du machst Dich wohl über mich lustig?"

„O nein!" murmelte er tieftraurig. „Ich kann wirklich keinen Kaffee kochen."

„Nun, aber ein Telegramm aufgeben, den Koffer packen, einen Knopf annähen, die Badewanne zubereiten, das wirst Du doch können?"

Als er auch dies verneinte, sagte ich: „Ja, zum Donnerwetter, was kannst Du denn eigentlich, so sag's doch, zum Teufel!"

„Seien Sie nachsichtig, Signore... ich kann fast gar nichts."

„Du sagst „fast", also mußt Du ja doch irgend etwas können!"

„Allerdings, Herr, aber leider kann es Ihnen nichts nützen..." antwortete er verschämt und weigerte sich energisch, mir nähere Auskunft zu geben.

Ich besorgte fast alles allein und fuhr am nächsten Tage nach Fiesole, um den Wirt zur Rede zu stellen, der mich so angeführt hatte.

„Hören Sie mal," sagte ich zu ihm, „was für einen Trottel von Diener haben Sie mir da aufgehalst? Der Bursche kann ja gar nichts!"

Die Hände auf die Brust legend, erwiderte er: „O Herr, er ist ein prächtiger, guter Mensch. Er ist ehrlich und trinkt nicht."

„Was tue ich mit seiner Ehrlichkeit, wenn er keinen Finger rühren kann. Ich muß ihn bedienen! Er kann ja buchstäblich gar nichts!"

„Verzeihung, Herr, aber etwas kann er ganz vortrefflich. Aber davon werden Sie freilich keinen Gebrauch machen können."

„Was ist es denn, so sagen Sie es doch gerade heraus!" rief ich ungeduldig und schlug mit der Faust auf den Tisch, „am Ende ist der Bursche gar ein Seepirat oder Eisenbahndieb!"

„Gott behüte, Herr, er hatte Kirchendienst und hat nie etwas Böses getan."

Nach langem her und hin erfuhr ich bald folgende drollige Geschichte. Voranschicken muß ich die bekannte Tatsache, daß Italien, das sonst sich so prächtig entwickelnde, in ärmeren Gegenden noch vielfach von Reisenden und Touristen lebt. „Kommen sie, dann werden wir satt, kommen sie nicht, dann können wir uns hinlegen und sterben," — das ist ein Sprichwort, das in vielen, wenn auch immer seltener werdenden Orten Italiens noch immer gilt.

Wegen Mangels an Fremdenbesuch stellte sich nun einst ein bedenklicher Niedergang in dem Dorfe Felice ein. Und mit Kummer sahen die Leute, wie die Züge mit Engländern und Amerikanern an ihrem Oertchen vorbei nach der nächsten Station fuhren, ohne daß jemand bei ihnen ausgestiegen wäre. Als die Kirche Santa Clara in Felice aber einem Umbau unterzogen werden mußte, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß in der neuen Kuppel ein wunderbares Echo vorhanden sei, das nicht nur, wie es häufiger vorkommt, zwei-, dreimal, sondern achtmal jedes Wort wiederhole.

Natürlich kamen die deutschen und englischen Touristen gleich in Scharen herbeigeströmt. Bald wurde das verlorene Dorf zu einem modernen Wallfahrtsort, den jeder gebildete Italienreisende betreten haben mußte. Das Gerücht bestätigte sich allerdings, und das Echo gab prompt achtmal jeden Ruf zurück.

Zwölf Jahre lang stand der Kirchendiener nicht still, und die Münzen der Fremden flossen ununterbrochen in die Taschen der Gastwirte und der Ansichtskartenhändler. In dem unglücklichen dreizehnten Jahre erfolgte aber ein schrecklicher Skandal, der den Ruin des Dorfes herbeiführte.

Eine lustige Gesellschaft allerreichster Amerikaner erschien eines Tages mit einer Girlande verführerisch gekleideter Damen in der Kirche. Darüber geriet selbst das Echo in ein so großes Erstaunen, daß es auf den Ruf „good bye!" von einer Dame anstatt achtmal — fünfzehnmal antwortete. Verblüfft forschten die Amerikaner der Ursache dieser seltsamen Erscheinung nach, und unversroren stieg einer der Herren, trotz des heftigen Protestes der Kirchenverwaltung, in die Kuppel hinauf.

Und bald ließ sich sein dröhnendes Lachen vernehmen, denn — hinter einem drapierten Wandschirm entdeckte er einen harmlosen Burschen, der kein anderer war als — mein Diener Giusto.

Ganz Italien amüsierte sich über diesen Fall, aber Felice verlor seine Erwerbsquelle und Giusto seine Stelle, die er von Kind auf bekleidet hatte.

Vergebens fragte er in allen Kirchen an: „Brauchen Sie nicht ein acht- bis fünfzehnfaches Echo?" Die Antwort lautete gewöhnlich: „Wir ernähren uns von den Gebeinen unseres Heiligen, oder von der „Steinplatte, auf der Borgia Buße getan hat," und dergleichen mehr.

Giusto wäre sicher vor Hunger umgekommen, wenn ich ihn nicht in meinen Dienst genommen hätte. Obgleich er niemals irgendeine Handleistung zu erlernen imstande war und ich ihn zehnmal fortjagen wollte, blieb er dennoch lange bei mir. Sobald ich nämlich im Zorn ausrief:

„Heute, Du Taugenichts, gehst Du aus dem Hause!" — versteckte er sich in irgendeinen entlegenen Winkel, und ich hörte das Echo meiner eigenen Worte und Stimme, was stets furchtbar komisch auf mich wirkte. Er konnte wirklich ungemein gut „Echo" machen.

Vor kurzem las ich, daß eine Dorfkirche in der Nähe von Pisa sich eines achtfachen Echos erfreue; sehr möglich, daß mein nichtsnutziger Diener doch schließlich zu seinem angestammten Beruf zurückgefunden hat..."

— Unnötige Beteuerung. Haushälterin (zum Herrn Professor, der ihr in der Küche etwas angeben will): „Reden Sie mir nichts drein in meine Kocherei, Herr Professor, — ich red' Ihnen in Ihr Studieren auch nichts drein."

— Passende Gelegenheit. Frau: „Der Diener vom Verschönerungsverein ist da — was will der von Dir?"

Mann (stolz): „Ich bin gestern Mitglied des Vereins geworden."

Frau: „Was — Verschönerungsverein? Und mich läßt Du in dem alten, unmodernen Kleid herumlaufen!"

Für die Küche.

Pikanter Eierstich als Suppeneinlage. Drei tadellos frische Eier sind mit einer Prise Salz und 5 Eßlöffeln Milch gut zu verschlagen. Dann wird das Ganze in drei Teile geteilt, ein Teil ist mit 1 Eßlöffel durch ein Sieb getriebenem, gebratenem Hühner- oder Schnepfenfleisch, der zweite mit 1 Eßlöffel ebensolchem Pilzmark (Champignons, Trüffeln oder Steinpilze), der dritte mit 1 Eßlöffel gehackten Kräutern zu vermischen. Jedes Teil ist für sich in ein Förmchen zu gießen und zugedeckt im Wasserbade steif werden zu lassen. Es ist sehr darauf zu achten, daß das Wasserbad nicht zu heiß ist oder gar kocht, sonst bekommt der Eierstich Löcher und gilt als mißraten. Ist er steif, wird er mit dem Buntmesser in Streifen geschnitten, in die Terrine gelegt und mit Kraftbrühe übergossen.

Brat-Klops. Zutaten: ½ Pfund gehacktes Schweinefleisch, ¾ Pfund gehacktes Rindfleisch, zwei Eier, etwas Zwiebel, Butter, eingeweichte, gut ausgedrückte Semmel, Pfeffer, Salz. — Gehackte oder geriebene Zwiebel schwitzt man mit einem walnußgroßen Stück Butter gar, mischt sie unter obige Zutaten, rührt alles gut und sorgfältig durcheinander, formt kleine, runde Bällchen daraus, wälzt sie in geriebener Semmel oder Panniermehl und brät sie in Butter oder Schmalz goldbraun.

Deutsche Apfel-Kugel. Man mache einen sehr dünnen Nudelteig, rolle ihn so fein wie möglich aus, dann mache die Füllung wie folgt: schäle 6 Stück große, grüne Aepfel, hacke sie ganz fein, nehme Rosinen, süße Mandeln und etwas bittere dazu, Zitronat, Zucker, Zitronensaft, reibe etwas Zitronenschale ab, fein geschnittenen Fisch-Pfefferkuchen. Dies alles gut untereinander gemischt, und lege die ganze Masse in den Teig, gieße ein bißchen beliebiges Fett darauf, Gänse-, Schinken- oder Fleischfett, und rolle es gut zusammen, tue Fett in den Topf, lasse es heiß werden und lege die Aepfel-Kugel hinein, lasse eine gute Stunde backen, bis die Speise schön braun ist.

Kalbfleischröllchen. Die übriggebliebene Kalbsbrust schneidet man in dünne, möglichst breite Scheiben und bestreicht sie mit Butter von einer Seite, streut dick Parmesankäse darauf, träufelt von der übrigen Sauce ein wenig darauf und rollt die Scheiben zu, beziehungsweise speilert sie mit Hölzchen an beiden Enden zu. Nun rollt man sie in geschlagenem Ei und geriebener Semmel und brät sie rasch in steigender Butter schön hellbraun.

Einfache, billige Apfeltorte. In einem Napf schlägt man vier ganze Eier leicht mit ½ Pfund Zucker und fügt nach und nach ½ Pfund Mehl hinzu. Etwa zwei Pfund Aepfel werden geschält und in feine Scheibchen geschnitten. Man tut diese in eine gut ausgebutterte runde Tortenform und gießt den ziemlich flüssigen Teig darüber. Um das Anhängen der Torte zu verhindern, schneide man aus Butterbrotpapier einen runden Teller, der den Boden der Form bedeckt, bestreicht diesen mit Butter und legt die Apfelscheiben erst dann darauf. Die Torte wird bei guter Hitze 20 bis 30 Minuten gebacken und gestürzt, das Papier kann man leicht abziehen. Wenn man die Eier mit dem Zucker zu Schaum rührt und auch das Mehl nur löffelweise zugibt unter beständigem Rühren, so erhält man eine Biskuit-Apfeltorte, die noch mehr ausgibt, doch ist die erstere Art jedenfalls noch saftiger und schmackhafter.

Rahmkrapfen. Man nimmt ½ Pint Rahm, läßt ihn warm werden und rührt ihn ab. Dann gibt man 2 Eier und 2 Dotter daran, verrührt gut, gibt dann 2⅔ Unze aufgelöste Germ hinzu, hierauf so viel Mehl, als notwendig, damit der Teig dick wird. Dann schlägt man ihn ab, nimmt ihn auf ein bemehltes Brett, sticht Krapfen aus, läßt sie gehen, macht in einer Kasserolle Schmalz heiß, legt die Krapfen ein und deckt sie schnell zu. Wenn sie auf einer Seite goldbraun sind, kehrt man sie mit einem Backlöffel um, deckt sie aber nicht mehr zu. Man muß sie warm essen.

Kalbsherz. Die Röhren und großen Adern schneidet man sorgsam aus, säubert, wäscht, trocknet und höhlt das Herz aus bis auf eine Fleischschicht von zirka 1½ Zoll Dicke. Das rohe Herzfleisch treibt man durch die Hackmaschine nebst etwas Kalbsleber und würzt es mit Zwiebeln, Salz, Pfeffer, Petersilie, auch gehört in Milch eingeweichte Semmel (ausgedrückt) in die Masse. Nachdem man sie in das leere Herz gedrückt, spießt man dieses, bratet es in steigender Butter und dünstet es langsam weich. Zuletzt streut man etwas Weizenmehl darüber und kocht die Sauce mit Brühe dick ein. In feine Scheiben geschnitten, wird es auf erwärmter Platte hoch angerichtet, die Stücke übergefüllt und mit Cornichons garniert.